

ERSTER TEIL

Wissenschaftliche Sitzung der Versammlung der Akademiemitglieder
am 2. Juli 2010

Jürgen Trabant

Einführende Bemerkungen

In der Akademie schaut sich die Wissenschaft selbst an, und in der Akademie reflektiert die Gesellschaft ihr wissenschaftliches Wesen. Die Wissenschaft erkennt sich selbst und die Gesellschaft ihre Zukunft, die ohne Wissenschaft, die nach ihren eigenen Regeln lebt und arbeitet, nicht zu haben ist.

Jürgen Mittelstraß

Lieber Herr Präsident, meine lieben Kolleginnen und Kollegen, Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, dass Sie Ihre Aufmerksamkeit heute mit mir einem Thema widmen, das ich für fundamental halte für unser Tun als Wissenschaftler. Ich weiß, dass ich schon allein damit – also mit dem Für-Wichtighalten dieses Themas – im krassen Gegensatz zu vielen von Ihnen stehe. Denn Sie sind – sozusagen seit Jahrtausenden – davon überzeugt, dass die Sprache etwas völlig Unwichtiges im wissenschaftlichen Tun ist (ich sage Ihnen gleich warum). Dass Sie dem Thema heute Ihre Aufmerksamkeit widmen, verdient daher umso größere Anerkennung. Es gehört meiner tiefsten Überzeugung nach ins Herz jener Selbstreflexion der Wissenschaft, von der Mittelstraß im voranstehenden Zitat spricht und deren Ort die Akademie ist. Die Hoffnung, die ich mit unserer Debatte verbinde, ist natürlich, dass es vielleicht doch gelingt, nicht nur heute Ihre Aufmerksamkeit auf die Sprache in Ihrer Arbeit als Wissenschaftler zu lenken.

Es geht bei unserem Thema nicht nur und gar nicht primär ums Englische als internationale Sprache der Wissenschaften. Wer darüber diskutieren möchte, wird ja inzwischen ungeduldig oder gelangweilt abgebürstet: Der Zug sei abgefahren, hört man. Will heißen: die Debatte ist überflüssig. Es geht aber nicht nur um den abgefahrenen Zug, um den Schnell-Zug der globalen Wissenschaft, den TGV, den Shinkansen der Wissenschaft, dem nur noch ein paar verschlafene Geisteswissenschaftler hinterherschauen, die dann vom Leben bestraft werden, weil sie zu spät gekommen sind. Es geht um mehr: aus meiner Sicht um folgende – miteinander zusammenhängende – Fragen:

1. Es geht um die Frage der Sprache bei der Erzeugung wissenschaftlicher Erkenntnisse, also darum, wie denn das zustandekommt, was der TGV da transportiert: mit Sprache, ohne Sprache, mit viel Sprache, mit wenig Sprache, in welcher Sprache?

2. Es stellt sich im Zusammenhang mit der Rolle der Sprache die Frage nach der Einheit der Wissenschaften. Interessanterweise sitzen wir hier ja zusammen in der Akademie der Wissenschaften, weil unsere Sprache – das Deutsche – uns zusammenführt: Physiker, Historiker, Chemiker, Philosophen, Biologen, Literatur-wissenschaftler, Mediziner, Ingenieure, Linguisten, Musik-wissenschaftler, Juristen. Alle diese nennt unsere Sprache „Wissenschaftler“ (interessanterweise heißen gerade die, die in anderen Sprachen nicht als „Wissenschaftler“ bezeichnet werden, explizit „Wissenschaftler“; ein Chemiker braucht sich nicht „Chemie-Wissenschaftler“ zu nennen, ein Literatur-wissenschaftler muss das anscheinend schon). In Frankreich, in Großbritannien und in Amerika sitzen diese verschiedenen Disziplinen nicht zusammen in einer Akademie. Royal Society vs. British Academy. Académie des sciences – Académie des inscriptions – Académie des sciences morales. Vielleicht ist dieses Zusammensein in einer Akademie also nur ein sprachlich induzierter Irrtum (denn die natürliche Sprache ist doch der Sitz unwissenschaftlichen Denkens, nicht wahr)? Und vielleicht ist gerade die Rolle der Sprache in unseren Forschungen und Erkundungen der Grund dafür, dass wir uns lieber trennen sollten? Das wäre doch ein wichtiges Ergebnis unserer Debatte – wenn auch vielleicht ein trauriges.

3. Was sagt es über unsere Institution aus, dass wir hier nicht – bzw. noch nicht – in der TGV-Sprache miteinander verkehren, sondern noch in der alten Sprache. Vielleicht sollten wir das ja auch aufgeben? Was für eine Funktion hat in der Wissenschaft eine solche Debatte in der alten, langsamen Sprache, im Regionalzug sozusagen? Vielleicht braucht die Wissenschaft für ihre Selbst-Anschauung, von der Mittelstraß spricht, gerade auch diese Sprache? Wieso aber? Muss Wissenschaft also mehrsprachig sein?

4. Der Ort, an dem wir uns hier befinden, verweist darauf, dass es ganz verschiedene gesellschaftliche Orte gibt, an denen Wissenschaft stattfindet: Forschungsorte: das Labor, die Studierstube, die Bibliothek. Orte der Mitteilung: die Zeitschrift, den Kongress, dann den akademischen Unterricht, den Hörsaal, aber auch die Schule, die interessierte Öffentlichkeit. Orte der Anwendung: Fabriken, Gerichte, Operationssäle, Pra-

nen, Börsen usw. Welche Sprachen spricht die Wissenschaft dort, an diesen verschiedenen Orten?

Dies sind erst einmal aus meiner Sicht die wichtigsten Fragen unserer Debatte, die ich nun mit einer kurzen systematisch-historischen Betrachtung eröffnen möchte.

Natürlich sind wir nicht die ersten, die über die Sprache der Wissenschaft nachdenken. Die Debatte ist so alt wie das wissenschaftliche Denken selbst. Und wir werden – hoffentlich – auch nicht die letzten sein, die über die Frage nachdenken, selbst wenn alle Züge abgefahren sein sollten. Der jetzige Zeitpunkt scheint mir aber schon ein entscheidender historischer Moment zu sein, weil ja tatsächlich einige wichtige Züge gerade abfahren bzw. sich gerade noch die letzten Türen „selbsttätig schließen“, wie es beim ICE heißt.

Das europäische wissenschaftliche Denken hatte von Anfang an Schwierigkeiten mit der Sprache. Es hat zwar von Anfang an gesehen, dass Sprache ein *kommunikatives* und *kognitives* Instrument zugleich ist, dass Sprache also zum Denken, zum Erfassen der Welt, ebenso nötig ist wie zum Kommunizieren. Aber es hat auch von Anfang an gesehen, dass die Sprache bei einem ganz bestimmten Denken – nämlich dem Denken der Wahrheit, dem wirklichen, echten, unverstellten Erkennen – also beim wissenschaftlichen Erkennen der Welt stört. Im Dialog *Kratylos* nennt Platon das Wort – Sprache wird lange Zeit wesentlich als Wort oder Ensemble von Wörtern gedacht – ein *organon didaskalikon kai diakritikon tes ousias*, also ein unterrichtendes, wir würden sagen: kommunikatives, und ein das Sein unterscheidendes, also kognitives, Werkzeug. Die „Unterscheidungen des Seins“ sind die begrifflichen Scheidungen, die das Denken mittels der Wörter in der Welt macht: Es teilt den Baum vom Busch, das Grüne vom Blauen, Roten und Gelben, das Warme vom Heißen usw. Humboldt hat dies später einmal schön „Portionen des Denkens“ genannt. Aber dann untersucht Platon dieses Denk-Werkzeug doch ein bisschen näher und stellt fest, dass die Wörter als kognitive Größen, als „Unterscheidungen des Sein“, als Einsichten in die Welt, nicht so recht taugen: Sind sie Abbilder oder nicht, ist die erste Frage. Und wenn sie Abbilder sind, sind sie gute Abbilder? Sokrates und Kratylos kommen am Ende überein, dass die Wörter für das Erkennen des Seins nicht wirklich zuverlässige Instrumente sind:

SOKRATES: Auf welche Weise man nun Erkenntnis der Dinge erlernen oder selbst finden soll, das einzusehen sind wir vielleicht nicht genug, ich und du: es genüge uns aber schon, darin übereinzukommen, daß **nicht durch die Worte**, sondern weit lieber **durch**

sie selbst man sie erforschen und kennenlernen muß als durch die Worte.

KRATYLOS: Offenbar, Sokrates.

Wäre es nicht besser, mein lieber Kratylos, fragt Sokrates also am Ende des Dialogs, wenn wir ohne diese schlechten Abbilder auskämen, wenn wir uns ohne Wörter direkt dem Sein zuwenden könnten. Ja, das wäre natürlich wunderbar, gesteht Kratylos ein. Phainetai, o Sokrates. Es wäre also besser, so die Konklusion, die Erkennenden kämen ohne Sprache aus.

Platon artikuliert hier die grundlegende Sehnsucht des aufgeklärten, rationalen Denkens – wir können das ruhig einmal „Wissenschaft“ nennen – nach Sprachlosigkeit. Platon ist ohne Zweifel der Ur-Wissenschaftler, der erste kritische Geist, einer, der also der Rationalität folgen möchte und nicht mehr dem alten Glauben der Väter, dem Mythos, dem Hergebrachten. Was aber ist mehr Hergebrachtes als die Sprache? Die Kritik an der Sprache erzeugt die Sehnsucht der Wissenschaft nach Sprachlosigkeit. Denn Platon hat hier schon die ganz richtige Intuition, dass das Denken zwar nicht ohne Sprache auskommt, dass aber dieses sprachliche Denken nicht den Standards von Wissenschaft genügt und dass es deswegen besser wäre, man könnte dies alles hinter sich lassen.

Im *Kratylos* wird das als Wunschvorstellung – im Irrealis: „wäre es nicht ...“ – vorgetragen. Es bleibt offen, ob dies möglich ist, ob man die Sprache hinter sich lassen kann oder nicht. Dennoch enthält diese Wunschvorstellung von Anfang an das richtige Moment, dass Wissenschaft die hergebrachte Sprache hinter sich lassen muss. Denn Sprache ist, wenn sie auch ein kognitives Instrument ist, doch eines, das nicht-wissenschaftlich-rationalem Denken entstammt. Das in der Sprache enthaltene Denken ist ungenau und variabel. Wissenschaftliches Denken dagegen braucht Genauigkeit und Festigkeit.

Platon benennt das Problem, schlägt aber eigentlich keine Lösung vor. Das tut dann Aristoteles. Er entscheidet die Frage für die nächsten Jahrtausende – im Grunde bis heute. Er entscheidet sie so – das meinte ich anfangs –, dass die meisten von Ihnen denken, dass die Sprache eigentlich kein Problem sei. Und zwar mit einem genialen coup: er trennt Kommunikation und Kognition und setzt Kognition universell. Die Menschen, so sagt er, machen sich Vorstellungen von der Welt, die bei allen Menschen gleich sind. Die denkende Erfassung der Welt ist also eine universelle Angelegenheit. Wenn die Menschen nun diese Gedanken den anderen Menschen mitteilen wollen, so stehen ihnen Laute zur Verfügung. Diese sind in den Sprachen verschieden. Also: Denken ist sprachlos und universell. Die Sprache kommt hinterher, sie dient nur der

Kommunikation. Natürlich gibt es verschiedene Sprachen, diese Verschiedenheit ist aber nur eine der Laute, eine materielle Verschiedenheit.

Dieses Sprachmodell bleibt jahrhundertlang das bestimmende. Alle europäischen Studenten lernten das in der Schule. Und die jahrtausendelange Einsprachigkeit der Wissenschaft oder der Gelehrsamkeit – es gab ja faktisch nur eine Sprache, Latein, wie sollte das nicht die richtige sein? – legte die Vermutung nah, dass tatsächlich auch das Denken der Menschen überall dasselbe ist.

Aber: Die Erfahrungen der Europäer mit der Verschiedenheit der Sprachen seit der Renaissance erschüttern das aristotelische Modell. Die Europäer lernen, dass es nicht so ist, wie Aristoteles sagt: Sie erkennen (in einem durchaus mühsamen, schmerzhaften Prozess), dass Menschen mit verschiedenen Sprachen durchaus nicht dieselben Vorstellungen bilden, dass z.B. die Sprachen der amerikanischen Völker tatsächlich andere semantische Universen sind. Sie sehen dann, dass auch ihre eigenen Volkssprachen partikuläre Semantiken enthalten, dass die Sprachen der Welt – wie Humboldt viel später sagen wird – „Weltansichten“ sind und nicht nur verschiedene materielle Zeichen.

Also: immer tiefere Erfahrungen der Europäer mit den verschiedenen Sprachen stellen immer radikaler Aristoteles' Annahme eines bei allen Menschen gegebenen universellen Denkens in Frage. Sie machen die Erfahrung, dass die Welt zunächst nun einmal sprachlich gegeben ist. Humboldt schreibt dazu:

Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. (Wilhelm von Humboldts Werke, VII, Einleitung zur Kavisprache, S. 60, Berlin 1907)

Gemeint ist damit zugleich: so wie die *einzelne* Sprache sie ihm zuführt, also englisch, deutsch, nahuatl, djirbal. Es gibt ja nicht die Sprache überhaupt.

Dieses an die Sprache gebundene Denken ist nun in zweierlei Hinsicht eine Herausforderung für die Wissenschaft: Es ist, erstens, ungenau und volkstümlich. Bacon sagt schon 1620, dass die Wörter die Welt gemäß dem *captus vulgi*, der Intelligenz des (dummen) Volkes, einteilen, d.h. eben ungenau und unwissenschaftlich. Und zweitens – das fügt Locke 1690 hinzu – sind diese volkstümlichen Vorstellungen dann auch noch von Sprache zu Sprache verschieden. Ungenauigkeit und Veränderbarkeit sind die Merkmale der Semantik der natürlichen Sprache. Seit

Bacon kämpft dann die Wissenschaft auch wieder gegen die natürliche Sprache. Das heißt Platons Frage kehrt radikaler und tiefer in der Moderne zurück. „Wäre es nicht besser, o Sokrates, wir würden das alles ohne Sprache denken?“ Und die Lösung scheint tatsächlich zu sein, die Semantik der volkstümlichen und einzelnen Sprachen, so gut es geht, hinter sich zu lassen.

Niemand hat das so deutlich gesehen wie Gottlob Frege: Weil die Sprache ungenau und variabel ist – wie die Hand –, muss die Wissenschaft ein genaues und unveränderbares Zeichensystem entwickeln. Wissenschaft muss die Sprache hinter sich lassen. Sprache muss in der Wissenschaft zum Zeichen werden:

Die hervorgehobenen Mängel haben ihren Grund in einer gewissen *Weichheit* und *Veränderlichkeit* der Sprache, die andererseits Bedingung ihrer Entwicklungsfähigkeit und vielseitigen Tauglichkeit ist. Die Sprache kann in dieser Hinsicht mit der Hand verglichen werden, die uns trotz ihrer Fähigkeit, sich den verschiedensten Aufgaben anzupassen, nicht genügt. Wir schaffen uns künstliche Hände, Werkzeuge für besondere Zwecke, die so genau arbeiten, wie die Hand es nicht vermöchte. Und wodurch wird diese Genauigkeit möglich? Durch eben die Starrheit, die Unveränderlichkeit der Teile, deren Mangel die Hand so vielseitig geschickt macht. So genügt die Wortsprache nicht. Wir bedürfen eines Ganzen von Zeichen, aus dem jede Vieldeutigkeit verbannt ist, dessen strenger logischer Form der Inhalt nicht entschlüpfen kann. (Frege, Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffsschrift. In: Zeitschrift f. Philosophie u. philosophische Kritik, NF 81 [1882], S. 94)

Wissenschaft lässt also die Verschiedenheit und Veränderlichkeit der Sprache hinter sich, so dass sie letztlich doch wieder beim aristotelischen Modell ankommt. Dieses ist also gar nicht das Modell für Sprache überhaupt, sondern für wissenschaftliches Sprechen – *nach* der Überwindung der (partikularen) Sprache. Es ist das Modell für das *Zeichen* und wissenschaftliche Bezeichnung, nicht für die Sprache.

Aus der Fixierung der Sprache zu Zeichen in der Wissenschaft ergibt sich tatsächlich eine völlige Gleichgültigkeit *bestimmter* Wörter oder *bestimmter* Sprachen. Sprache ist hier im wesentlichen nur ein – in ihrem Sosein gleichgültiges – Mittel zur Bezeichnung und Kommunikation des außersprachlich Erforschten. Daher ist es völlig egal, in welcher Sprache der Forscher spricht, bzw. daher ist es nur vernünftig, wenn das Erforschte in der Sprache kommuniziert wird, die am meisten verbreitet

ist, heute also in jenem universell vermeinten Englisch, das ich das Globalesische nenne.

Die Frage, die sich in unserem Prozess der Selbstreflexion von Wissenschaft nun aber stellt, ist, ob alle Wissenschaft so ist, wie ich das bisher angedeutet habe, und ob daher alle Sprache der Wissenschaft so ist, wie sie Frege – oder vor ihm alle Wissenschaftstheoretiker seit Bacon – sich wünschen: also als klare und feste Bezeichnung universeller Sachverhalte in der Welt da draußen. Die Frage stellt sich insbesondere angesichts der – in unserer Sprache ja ebenfalls „Wissenschaft“ genannten – Erforschung der Kultur. Diese kann – daran besteht kein Zweifel – durchaus ebenfalls wie die Natur erforscht werden. Grob gesagt kann auch die Kultur nach allgemeinen Gesetzen befragt und mit quantitativen Methoden untersucht werden. Die modernen Sozialwissenschaften tun das ja weitgehend. Nur ist das einfach nicht alles. Wenn Sie kürzlich hier in der Akademie Menninghaus' Deutung eines Hölderlin-Gedichts gehört haben, wenn Sie Giulianis Erkundungen zu Schauspieler-Darstellungen auf griechischen Vasen gelauscht haben oder den Überlegungen von Etienne François zum Vergessen und Vergeben in der Geschichte, Osterkamps Ausführungen zu Stefan George, so haben Sie Reden vernommen, deren Erkenntnis-Ertrag sich aus der Lektüre von Texten, Bildern und anderen symbolischen Formen ergibt und die ihrerseits hochkomplexe Wortschöpfungen sind. Diese Reden entstehen aus einem Gespräch mit sprechenden Gegenständen. Sie sind Antworten besonders erfahrener Sprecher auf dieses Sprechen. Das Vorgehen ist dabei durchaus rational: nachvollziehbare Beobachtungen am (sprachlichen) Gegenstand werden gemacht und Argumente für bestimmte Thesen werden vorgebracht. Diese Texte funktionieren aber anders als das Bezeichnen sprachunabhängig existenter und sprachunabhängig – etwa mit Experimenten, Apparaten, Messungen – erforschter Sachverhalte. Diese Geschöpfe aus Sprache sind Antworten auf Sprache, Dialoge mit Worten und anderen Symbolen. Und dieses Sprachspiel braucht die Feinheiten der natürlichen Sprache, um sein Erkenntnisziel zu erreichen. Die Handhabung der Sprache ist in diesem Sprachspiel – wie immer man es nennen mag, „Wissenschaft“ oder anders – so wichtig, dass der Forscher die Sprache verwenden muss, die er am besten kann. Deswegen fällt es hier schwerer, ins Globalesische überzugehen, denn dieses ist nicht das feine Instrument, das der deutende Forscher braucht. Globalesisch ist nur ein Zeichensystem – in der Hinsicht redet man zu Recht von einer *lingua franca* – und keine Sprache.

Was in diesen (wir nennen sie „geistes-wissenschaftlichen“) Texten gesagt wird, kann natürlich auch in einer anderen Sprache gesagt werden. Ich sage also nicht, dass dies nur auf Deutsch oder Französisch oder

Italienisch gedacht und gesagt werden kann. In anderer Sprache wäre dies dann aber doch ein ziemlich anderer sprachlicher Gegenstand. Doch das ist nicht der Punkt. Wichtig ist, dass die Sprache tatsächlich der Stoff selbst ist, aus dem die wissenschaftliche Erkenntnis stammt und aus dem das wissenschaftliche Produkt gemacht ist. Es ist, wie Michael Hagner gesagt hat, in Sprache verkörpertes Denken. Dies ist umso besser, also wissenschaftlicher, je besser der Sprecher die Sprache beherrscht:

Man nehme Chemikern oder Physikern ihre Formel weg, und sie bekommen erhebliche Schwierigkeiten, überhaupt noch angemessen wissenschaftlich denken zu können. Dazu gibt es bei den Geisteswissenschaftlern ein Äquivalent. Man nehme ihnen die Sprache weg, und sie haben die gleichen Probleme. (Hagner, NZZ, 22./23.11.2008)

Also: für diese Art der gelehrten oder wissenschaftlichen Betätigung hat die Sprache eine ganz andere Funktion und ein ganz anderes Gewicht als in den anderen wissenschaftlichen Betätigungen, wo sie ein im Grunde gleichgültiges Bezeichnungsinstrument ist. Sie ist – wie im Gedicht, wie im Roman – das Material des Denkens, und wie diese sind diese wissenschaftlichen Texte (ich möchte doch auf dem Ausdruck „wissenschaftlich“ bestehen) Welten aus Sprache. Aus dieser Differenz folgen dann die Differenzen in der Sprachen-Frage, in die wir uns nun begeben werden.

Ich danke Ihnen noch einmal dafür, dass Sie sich mit uns – den Sprach-Menschen – auf diese Erkundung einlassen.

Es spricht zunächst die Mathematik, dann die Technik, Herr Ziegler und Herr Duddeck. Im zweiten Teil geht es dann tatsächlich mehr um die Frage des Englischen. Es beginnt Herr Kliegl mit seinem Bericht über eine funktionale Aufteilung der Sprachverwendung in der Psychologie, und es folgen Herr Bredekamp und Herr Gethmann mit ihren kritischen Überlegungen.